

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Band: 20 (1947-1948)

Heft: 6

Artikel: Seelische Schwierigkeiten vor der Ehe

Autor: Binder, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Erziehungs-Rundschau

Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz
56. Jahrgang der „Schweizerischen pädagogischen Zeitschrift“ 40. Jahrgang der „Schulreform“

Herausgegeben von Dr. K. E. Lusser, St. Gallen, in Verbindung mit Dr. W. von Gonzenbach, Professor der Eidgen. Techn. Hochschule, Zürich, Universitäts-Professor Dr. H. Hanselmann, Zürich, A. Scherrer, a. Schullnspektor des Kantons Appenzell A.-Rh., Trogen, Universitäts-Professor Dr. C. Sganzi, Bern. Redaktion: Dr. K. E. Lusser, Rosenberg, St. Gallen
Redaktion der Rubrik „Das Kinderheim“ Frä. H. Kopp, Ebnat-Kappel

ZÜRICH

September-Heft 1947
Nr. 6, 20. Jahrgang

Seelische Schwierigkeiten vor der Ehe

Von Prof. Hans Binder

Direktor der Heil- und Pflegeanstalt Rheinau
(Kt. Zürich)¹

Vorbemerkung der Redaktion: Mit Bewilligung der Redaktion der von Prof. Dr. von Gonzenbach, Zürich, so wissenschafts- und zugleich lebensnah geleiteten Monatsschrift „Gesundheit und Wohlfahrt“ Zürich (Art. Institut Orell Füssli) veröffentlichen wir aus Heft 6 (Juni 1947) des genannten Organs den nachfolgenden Aufsatz, der ein akutes Problem so hervorragend behandelt, dass er grösste Verbreitung auch in pädagogischen Kreisen verdient.

I.

Wenn der junge Mensch in die Entwicklungsjahre eintritt, so beschäftigt er sich zuerst während langer Zeit vorwiegend mit sich selbst, mit seinen eigenen Stimmungen, Triebregungen und Phantasien, während er sich von den Mitmenschen mehr oder weniger loslöst und sich der Welt als ein Einsamer gegenüberstellt. Es ist ohne weiteres verständlich, dass ihm in dieser Verfassung der Gedanke an Heirat und an Lebensgemeinschaft mit einem Ehepartner noch völlig fernliegen muss. Erst wenn der Jüngling im Durchschnitt etwa 18, das Mädchen etwa 16jährig geworden ist, vollzieht sich in seinem Wesen allmählich jene grosse Wende, die den heranwachsenden Menschen in die zweite Phase der Entwicklungsjahre hineinführt, in welcher er sich der Welt wieder zuwendet, sich dem Reichtum seiner Umgebung mehr und mehr anschliesst und auch zu einem vollen Erfühlen des Mitmenschen in Kameradschaft, Freundschaft und Liebe gelangt. In dieser von frischem Erleben so reich erfüllten Zeit, in der sich dem jungen Menschen manche neuartigen Horizonte des Lebens auftun, pflegt auch die Ehe in seinen Träumereien zum erstenmal als eine noch ganz ferne und fremde Möglichkeit der eigenen Entwicklung zu erglänzen. Es ist meistens ein langer und nicht selten auch schwieriger Weg, den der junge Mensch von diesen

ersten Vorahnungen späteren Ehelebens bis zur tatsächlichen Verwirklichung zu gehen hat, und wir wollen nun einige Probleme, die sich dem Heranwachsenden auf diesem Weg zur Ehe zu stellen pflegen, etwas genauer betrachten und uns besinnen, wie wir uns dazu einzustellen haben. Dass es in diesen Lebensfragen keine fertigen Rezepte gibt und dass uns alles Nachdenken über sie nicht davon befreit, sie in eigener Person spüren und erleiden zu müssen, dies wissen wir alle. Mit Liebe und Ehe kann niemand endgültig fertig werden, so dass er nun wirklich „darüber stünde“, und wenn sich ein Mensch dies einbilden sollte, so befände er sich in einer grotesken Selbsttäuschung. Jedes Lebensalter hat mit diesen Fragen auf seine Weise von neuem zu schaffen, und durch Nachdenken können wir höchstens gewisse Wegweiser entdecken, welche uns die innere Richtung zeigen, die wir zu gehen haben, uns aber die Schwierigkeiten nicht abnehmen können, auf die wir beim Verfolgen dieses Weges stossen. Kann und soll sich der Heranwachsende auch auf seinem Weg zur Ehe an solche inneren Richtungsweiser halten, die er in der eigenen Seele findet, wenn er sich auf sich selber besinnt? Dies ist die Frage, mit der wir uns nun befassen wollen.

Auf dem Wege der Ehe reifen im jungen Menschen verschiedene innere Haltungen, die ihn an Partner des andern Geschlechtes binden, und wir müssen diese seelischen Tendenzen deutlich voneinander unterscheiden, weil am harmonischen Zusammenwirken oder an der Entzweiung dieser Tendenzen oft genug das Glück oder das Unglück eines Menschen hängt. Die elementarste, dem rein Körperlichen noch am stärksten verhaftete Sphäre seelischen Erlebens, die sich immer wieder von neuem drängend in uns regt, ist die Sexualität, also

jener primitiv-vitale Trieb nach Entspannung in den eigenen Geschlechtsorganen, der sich wahllos an jedes Objekt heftet, das zur Herbeiführung dieser genitalen Entspannung dienlich erscheint. Solche blosse Sexualität herrscht im Geschlechtsverkehr eines Mannes mit der ersten besten Dirne. Von Liebe ist überhaupt nichts darin; die Partnerin spielt nicht als ganze Person, sondern nur als Trägerin jener Organe eine Rolle, die dem Manne die genitale Abreaktion ermöglichen. Eine höhere Sphäre ist die Erotik; jene rauschhafte Verliebtheit in einen bestimmten Menschen des andern Geschlechtes, den man deshalb auswählt, weil seine ganz besondere, spezifische Lebendigkeit so geartet ist, dass sie die eigene Lebendigkeit ergänzt, bereichert und erneuert. Erotik bezieht sich auf den ganzen Leib des andern, soweit er Ausdruck des ihn erfüllenden Lebens ist; die erotische Neigung entzündet sich an dieser vergänglichen Blüte des andern Lebens, ohne zu der geistigen Wesenheit der geliebten Person vorzudringen. Erotik als die spezifisch menschliche Form der sinnlichen Liebe nimmt die Sexualität in ihren Dienst, verfeinert und verwandelt sie und verleiht ihr eine dem Tiere unbekannte Freiheit des Wählens. Solche Erotik ist aber ihrer Natur nach bei Mann und Frau unbeständig und wechselhaft, weil jener Drang nach Veränderung und Erneuerung, der alle Aeusserungsweisen des leiblichen Lebens erfüllt, sich nach Verebben des erotischen Rausches nicht selten einem neuen Objekt zuwendet. Die höchste Sphäre endlich ist jene Gattenliebe zu demjenigen Menschen des andern Geschlechtes, mit dem ich eine als endgültig gemeinte Dauergemeinschaft fürs Leben aufrichten möchte, jene Liebe, aus der der Wille zur Ehe fließt. Sie ist auf den andern Menschen als ganze selbständige Person gerichtet und erfasst auch sein geistiges Wesen. Erst dieser ehelichen Gattenliebe geht es nicht mehr um ein dem eigenen Individuum dienendes Ziel, sondern um die Schaffung einer überpersönlichen Lebensgemeinschaft mit dem Ehepartner, einer Wir-Bildung, und gerade in der Erlösung vom eigenen Ich, die diese Liebe schenkt, hat sie eine Weite, einen Schimmer von Zeitlosigkeit und eine Ahnung überweltlichen Geborgenseins in sich, dass man es versteht, wieso Menschen darauf gekommen sind, von ihr als der „himmlischen Liebe“ zu sprechen. Dabei ist diese Liebe, wenn sie einmal zwei Menschen verbunden hat, durchaus nicht etwas Ueberschwängliches und Gefühlsseliges, sondern das schlichte und einfache Erlebnis des Zusammengehörens zur Erfüllung einer gemeinsamen Aufgabe, eben der Gestaltung des ehelichen und familiären Bündnisses.

In einer guten Ehe sind alle drei genannten Sphären: die Sexualität, die Erotik und die eheliche Gattenliebe lebendig und binden die Partner an-

einander. Dabei erscheint jede höhere Haltung bodenlos und blutleer, wenn sie nicht auf der tieferen aufruht, jede tiefere aber ungestaltet und chaotisch, wenn sie nicht durch die höhere geführt wird. Das eheliche Zusammenleben ist also ein innerlich sehr komplexes Gebilde, eine feste Einheit verschiedener Sphären, die sich untereinander jedoch leicht entzweien können. Man denke nur daran, wie die Sexualität in einer ganz primitiven Weise aus allen höheren Liebesbindungen herausbrechen und zu irgendwelchen elementaren Entgleisungen führen kann, oder wie die Erotik die Treue zum Ehegatten durch aussereheliche Verliebtheiten zu gefährden vermag, oder wie die Ehe durch Verkümmern ihres vitalen Grundes zu einer starren, leblosen Pflichtangelegenheit ausartet. Deshalb erneuert sich in der Ehe ständig die Aufgabe, das Zusammenspiel von Sexualität, Erotik und ehelicher Gattenliebe rein und stark zu erhalten, wobei jeder Partner sehr viel dazu beitragen kann, den vollen Akkord der ehelichen Beziehungen nicht verarmen und nicht zerflattern zu lassen. Und für den jungen Menschen auf seinem Wege zur Ehe ergibt sich die Aufgabe, geduldig zu warten und zu suchen, bis er einen Menschen des andern Geschlechtes gefunden hat, demgegenüber er den ganzen Dreiklang von Sexualität, Erotik und ehelicher Gattenliebe klar, rein und voll in sich erklingen fühlt. Unendlich viel eheliches Unglück könnte verhindert werden, wenn der noch ledige Mensch in seinen Beziehungen zum andern Geschlecht sich nicht von momentanen Wallungen zu unbedachten Handlungen hinreißen liesse, sondern noch besser lernte in der Stille in sich hineinzuhorchen, ob wirklich alle Saiten jenes Dreiklanges von Sexualität, Erotik und Gattenliebe in ihm erklingen, bevor er sich an seinen Partner in einer verpflichtenden Weise bindet. Dass eine Ehe nicht allein auf das primitive geschlechtliche Begehren in seiner Wahllosigkeit und Blindheit aufgebaut werden kann, fühlen in der Regel auch die jungen Menschen, so dass höchstens da und dort eine Muss-Ehe geschlossen wird, weil das Mädchen durch einen zufälligen Geschlechtsverkehr geschwängert wurde. Wenn solche Gatten sich bloss durch den flüchtigen Sexualrausch und sonst durch nichts aneinander gebunden fühlen, dann führt ihre Ehe regelmässig ins Unglück. Sehr viel häufiger wird die Erotik beim Eheschluss überschätzt; um so eindringlicher muss betont werden, dass sich auch auf blosse Verliebtheit keine Ehe gründen lässt. Denn in jeder Ehe geht die erotische Hochflut der Anfangszeit vorbei und zwar beim Manne im allgemeinen rascher als bei der Frau: Der Rausch verfliegt, die Erotik regt sich dem Ehegatten gegenüber nur noch zeitweise, so dass Mann und Frau aneinander vorbei lieben und unerwiderte Liebe sich gar in Hass ge-

gen den Partner wandelt. Dann muss die Erotik gelenkt und veredelt werden durch die eheliche Liebe der Gatten, aus welcher der sittliche Wille zur Aufrechterhaltung ihrer Lebensgemeinschaft entspringt. Solange man aber einen Partner nur als Nebenmenschen und Mitkämpfer liebt, darf man ihn auch nicht heiraten; denn Ehe ist mehr als Menschenliebe. Sie ist auch sinnlich-vitaler, leiblicher Einklang der Gatten, und wenn eine falsch verstandene, asketische Christlichkeit, die gar nicht der ursprünglichen christlichen Botschaft entspricht, die erotisch-sexuelle Seite der Ehe unglücklich gemacht, weil sie ihren natürlichen Lebensgrund zum Verdorren brachte.

Das grosse Problem des jungen Menschen auf seinem Weg zur Ehe besteht also darin, ob es ihm gelingt, für einen Partner des andern Geschlechts jenen vollen und ganzen Akkord der inneren Beziehungen aufzubauen und fortklingen zu lassen, wie er zu einer Ehe notwendig ist. Gewiss — und dies mag für manche Zaghafte ein Trost sein — das Wesentliche zur glücklichen Lösung dieses Problems vermag der Heranwachsende nicht mit Einsicht und Willen zu vollbringen, sondern dazu muss er sich vor allem dem stillen Reifen seiner menschlichen Natur überlassen, die von selbst ihren Entwicklungsweg findet. Was der Mensch mit Vernunft und Vorsatz zu tun vermag, besteht hauptsächlich nur darin, die natürliche Reifung nicht zu stören, alle gewaltsamen Lösungen und ungeduligen Vorwegnahmen zu vermeiden, und jene Treue zu sich selbst zu wahren, die warten kann, bis die eigene Natur das, was keimhaft in ihr ruhte, wirklich ausgezeugt und ausgestaltet hat. Es ist für den jungen Menschen schon schwierig genug, angesichts des natürlichen Drängens seiner primitiven Triebe, insbesondere seiner Geschlechtlichkeit, geduldig zu warten, bis seine geistige Entwicklung ihn wirklich zu ehelicher Gattenliebe und ehelichem Gemeinschaftswillen gereift hat. Zudem erschweren unsere kulturellen und zivilisatorischen Verhältnisse es dem heranwachsenden Menschen noch um ein Vielfaches, die richtige innere Einstellung zur Ehe zu gewinnen und festzuhalten. Schon unsere Kinder werden allzu frühzeitig sexualisiert, weil die kultivierten Völker sich daran gewöhnt haben, ihren Nachwuchs von klein auf nicht mehr in erster Linie als Kinder, sondern als Geschlechtswesen, als Buben oder Mädchen zu behandeln. Wie sehr der jugendliche Mensch besonders in der Großstadt einer übertriebenen Aufreizung seiner Geschlechtlichkeit ausgesetzt ist, dürfte von keinem unbefangenen Beobachter bestritten werden. Den jungen Leuten selber fällt es oft nicht mehr auf, da sie sich weitgehend daran gewöhnt haben, in dieser künstlich sexualisierten Atmosphäre zu leben, ohne sich aber ihren Aus-

wirkungen entziehen zu können. Dass es unter diesen Umständen schwer ist, ohne voreilige sexuelle Kurzschlüsse und Entgleisungen die innere Ehereife abzuwarten, ist einleuchtend. Ist diese dann erreicht, was beim Mädchen mit etwa 20 Jahren, beim Manne 3 bis 5 Jahre später der Fall sein dürfte, und macht ein solcher Mensch einen durchaus ernst zu nehmenden Versuch, einen Lebensgefährten zu finden, so scheitert alles wieder an äusseren Schwierigkeiten, weil der junge Mann noch nicht genug verdient, um eine Familie erhalten zu können, oder weil er, wenn er sich nicht mit einer untergeordneten Stelle begnügen will, noch lange Jahre der Ausbildung vor sich hat, während denen an eine Heirat nicht zu denken ist. Oft genug wird der Weg zu einem ersehnten und wirklich geeigneten Lebensgefährten in der Eintönigkeit einer solchen unüberschaubaren Wartezeit verloren; denn auch eine durchaus vollwertige Eheeinstellung kann, weil sie vital-triebhaft begründet ist, überreif werden und sterben wie alles Vitale, wenn sie nicht zur natürlichen Erfüllung kommt. Gewisse Forschungsreisende berichten, die Tatsache, dass bei manchen primitiven Völkern der Mann sehr jung auf dem kürzesten und bequemsten Weg zu einer Ehefrau gelange, wirke erschlaffend und abstumpfend auf ihn. Umgekehrt herrscht in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen das gegenteilige Extrem einer überlangen Wartezeit, die auf manche jungen Leute zermürbend wirkt und sie von einer gesunden Lebensentfaltung abdrängt. Denken wir schliesslich noch daran, wie die ungeheure Entwicklung der Technik, die uns allen Komfort der Zivilisation auf dem Präsentierteller bringt, unsere Bedürfnisse, unsere Genußsucht und vor allem unsere Ungeduld gesteigert hat, so wirkt es schon ganz weltfremd, dem jungen Menschen Enthaltensamkeit zu predigen, bis er endlich einmal in der Lage ist, eine Ehe zu schliessen. Ja, die Rolle eines solchen Sittlichkeitsapostels kann eine geradezu lächerliche werden, wenn der Prediger völlig übersieht, dass die heutige Jugend den vorehelichen Geschlechtsverkehr schon längst weitgehend bejaht hat. Sie ist darin in gewissem Sinne ehrlicher und mutiger als die Jugend vor 50 Jahren. Aber — und dies ist nun die Kehrseite des Problems — ist die heutige Jugend dadurch auch glücklicher geworden? Die in den letzten Jahrzehnten gewaltig vermehrten Liebestragödien, Abtreibungen und Scheidungen lassen begründeterweise daran zweifeln. Der sexuellen Freizügigkeit entspricht eben keineswegs ein Gewinn an Intensität der Liebeskraft, sondern weit eher eine Verflachung und ein Zerfall. So altmodisch es klingt, es bleibt eben doch wahr: Allein die Liebe und nicht der sexuelle Rausch vermag dem Menschen ein einigermaßen dauerhaftes Glück zu ge-

ben. Darum stehen heute trotz aller sexuellen Freiheit manche jungen Leute wieder mit leeren Händen da, und die alte Frage, wie der Mensch vor der Ehe in sexuell-erotischer Hinsicht leben solle, erweist sich als noch immer nicht endgültig gelöst. Auch heute noch, ja heute erst recht wieder kämpfen viele jungen Leute mit dem Problem, das sich dadurch auftut, dass auf der einen Seite möglichste Enthaltensamkeit bis zur Ehe verlangt wird und dass diese Forderung keineswegs grundlos zu sein scheint, wogegen auf der andern Seite in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen die voreheliche Wartezeit unnatürlich verlängert und durch sexuelle Aufreizung übermässig belastet wird. Dieses Problem verursacht weitaus die grössten seelischen Schwierigkeiten vor der Ehe; es ist eine zentrale Lebensfrage auch unserer modernen Jugend.

Die Aufgabe, mit der sexuellen Triebhaftigkeit in der Zeit vor der Ehe irgendwie fertig zu werden, ist für den durchschnittlichen Jüngling viel schwerer als für das Mädchen. Beim Mann steht nämlich der spezifische Reiz in den Geschlechtsorganen weit stärker im Vordergrund, während er beim Mädchen mehr zurücktritt und diffuser im Körper verteilt ist. Da der Jüngling von seiner lokalisierten Sexualität mehr bedrängt wird, sucht er stürmischer nach einer genitalen Entspannung als das Mädchen; er unterliegt deshalb im vorehelichen Leben auch öfter kurzschlüssigen sexuellen Abreaktionen. Eine der häufigsten ist die Onanie. Von ihr müssen wir nur deshalb kurz reden, weil auch heute noch über dieses Thema so viel Unsinn gesagt und geschrieben wird, dass man die längst abgeklärten Tatsachen, über die sich alle kompetenten Beurteiler einig sind, stets von neuem wiederholen muss. Eine gelegentliche Notonanie ist beim ledigen Menschen durchaus unschädlich, muss aber dennoch möglichst bekämpft werden. Denn jede Lust tendiert zur Wiederholung, und darum schliesst eine so leichte und billige Lustbeschaffung, wie sie die Selbstbefriedigung darstellt, die Gefahr in sich, zu einer regelrechten Sucht zu werden, die man nicht mehr beherrschen und lenken kann, sondern ihr immer häufiger und wehrloser verfällt. Eine solche süchtige Onanie ist nun in der Tat schädlich und zwar nicht deshalb, weil sie irgendwelche körperlichen Krankheiten verursachen würde, was nicht zutrifft, sondern darum, weil das Gefühl, gerade in seiner Geschlechtlichkeit süchtig, unfrei, gebunden zu sein, die Energie eines Menschen lähmt und für ihn eine immer erneute Quelle von Minderwertigkeitsgefühlen wird. Diese sind es dann, die insbesondere den jungen Mann in seinem Berufe hemmen, ihn vor den Mädchen befangen machen, ihm bei den Eltern ein chronisches Unbehagen verschaf-

fen. So schliesst er sich stets mehr von der Welt ab; eine reale Annäherung an das andere Geschlecht wird immer unmöglicher, und der Jüngling fährt sich derart fest in seiner onanistischen Sucht, dass er auch später, wenn er die Möglichkeit zu einer Heirat hätte, sich nicht mehr auf den normalen Verkehr mit einer Frau umstellen kann und sich weiter in einem ergebnislosen Kampf gegen seine Sucht aufreibt. Glücklicherweise kommt es aber bei normalen Leuten recht selten vor, dass aus einer gelegentlichen Notonanie eine wirkliche Sucht entsteht; denn mit zunehmender innerer Reifung fühlt der gesunde junge Mensch doch allzu deutlich, ein wie kümmerlicher Ersatz des naturgewollten, sexuellen Lebens die Onanie darstellt. Daher pflegt er der Selbstbefriedigung nicht wirklich zu verfallen, wenn er auch hie und da einmal zu diesem Ersatzmittel greift, das ihm den Weg zum andern Geschlecht nicht zu versperren vermag, so lange er ihm nicht süchtig ergeben ist. Die Stellung des jungen Menschen gegenüber der Onanie ist also durchaus klar: Er soll durch eine gesunde allgemeine Lebenshaltung — Alkoholabstinenz, Vermeidung von Fleisch und Gewürzen am Abend, Disziplin des raschen Aufstehens am Morgen — unnötige sexuelle Reizungen vermeiden; er soll gegen die Versuchung zur Onanie direkt ankämpfen und sich dabei in der Selbstbeherrschung üben; er soll endlich — und dies ist das wichtigste — sich durch Arbeit, durch Sport, durch leidenschaftliche Ergriffenheit für etwas Grosses von der übermässigen Beschäftigung mit sich selbst ablenken. Und wenn er dann trotzdem einmal der Versuchung erliegt, so soll er sich davon nicht niederdrücken lassen und vor allem nicht dem Irrtum verfallen, dass er sich dadurch nun ernsthaft geschadet habe. Er soll vielmehr den Kampf getrost von neuem aufnehmen und wissen, dass es nur darauf ankommt, der Versuchung zur Selbstbefriedigung möglichst selten zu erliegen und die Onanie keinesfalls zu einer selbstverständlichen Gewohnheit werden zu lassen. Und noch eines muss der junge Mensch wissen: Die falsche, unsinnige Meinung, durch eine gelegentliche Notonanie ziehe man sich schwere körperliche und geistige Schädigungen zu, hat viel mehr unglückliche seelische Fehlentwicklungen verschuldet, als die Ausübung der Onanie selbst.

Eine andere kurzschlüssige sexuelle Abreaktion für den jungen Burschen ist der Weg zur Dirne. Wir wollen hier über Selbstverständlichkeiten keine überflüssigen Worte machen und darum nichts weiter sagen von der grossen Gefahr der Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten, der sich der Mann bei der Dirne aussetzt, und auch nichts weiter von dem schweren Unrecht, das darin liegt, gewisse Frauen auf diese Weise auszubeuten; denn schliesslich ist jede Dirne einmal ein unberührtes

Mädchen gewesen. Was so viele Burschen in die Arme der käuflichen Frau treibt, das ist die Ahnung, dass jene Lustgefühle, die die Selbstbefriedigung zu bieten vermag, nicht das Höchste sein können. Der junge Mann will endlich einmal wissen, wie dieses „Letzte“ ist — und wenn er darum zu einer Dirne geht, dann wird er um so schwerer enttäuscht, je feiner er empfindet. Denn er lernt ja mit einer bezahlten Dirne niemals „die Frau“ kennen, und aus dieser Unbefriedigtheit heraus sucht er weiter, bei andern leicht zu habenden Frauen

und deshalb immer wieder am falschen Ort. Und das Schlimme ist, dass der Bursche nach einiger Zeit die anfängliche Enttäuschung nicht mehr merkt, dass er schliesslich nicht mehr spürt, wie er ständig zu Frauen geht, die eigentlich gar keine sind, und dass sich deshalb in ihm ein ganz falsches Bild vom Wesen und der Bedeutung der Frau einprägt. Möchte er dann endlich doch einmal mit einer richtigen Frau eine Bekanntschaft anfangen, kommt er von seiner falschen Einstellung nicht los und stört damit die neue Beziehung oft aufs schwerste.

Pädagogische Belanglosigkeiten

Von Felix Practicus

Wer ist Felix Practicus?

Unser Wettbewerb ist auf lebhaftes Interesse gestossen und mancher SER-Leser hat mit stilistischem Spürsinn nach dem bürgerlichen Namen des Felix Practicus gepircht. Nach dem Wort „Le style ce l'homme“ müsste man eigentlich glauben, dass die Entdeckung nicht so schwer sein sollte. Aber die Praxis ist auch hier etwas anderes als die grüne Theorie. Unter den zahlreichen Wettbewerbern hat ein einziger auch die praktische Prüfung bestanden. Der findige Kollege heisst: Sam. Steiger und wohnt (die Basler mögen mir verzeihen) in Zürich. Zum grossen Ruhm wird er noch einen kleinen Preis in Form zweier interessanter Bücher und eines Billetts auf Rigi-Kulm erhalten. Fünf weiteren Teilnehmern, die ausgelost wurden, winken Trostpreise. Einen ganz besondern Trostpreis widmen wir dem verehrten Degersheimer Kollegen, der den Namen eines ebenfalls sehr bekannten Schweizer Pädagogen nannte mit der Bemerkung: „Nur ein Schulmann von seinem Format ist wohl imstande, nach Form und Inhalt solche Kabinettstücklein zu schreiben. Aber nun wollen wir die verehrten Leser nicht länger warten lassen: Felix Practicus wohnt in Bern und ist Seminar-direktor Dr. Heinrich Kleinert. Vivat!

„Wenn nur die ewigen Proben nicht wären!“ — ein Stoßseufzer vor allem des Sekundarschülers, des Gymnasiasten, des Seminaristen, kurz, des Schülers vieler, wohl allzuvieler unterer und oberer Mittelschulen. Zwar darf man andererseits diesen Stoßseufzer nicht allzu tragisch nehmen, nennt doch der Schüler recht gerne jede gemeinsame Arbeit, die einer ganzen Klasse zugemutet wird, einfach Probe, sodass dann sogar ein Aufsatz zur „Probe“ würde, wenn er nicht den besonderen Namen „Auf-

satz“ trüge. Klassenarbeiten müssen nun aber in vielen Fächern, im Rechnen, in den Fremdsprachen, in Naturgeschichte, Geographie und Geschichte von Zeit zu Zeit gemacht werden. Sie dienen der Kontrolle des Behandelten, damit der Lehrer sich Rechenschaft geben kann, ob dies und jenes verstanden sei und gekonnt wurde. Gegen solche „Proben“ wird niemand, nicht einmal der Schüler, etwas einzuwenden haben, vor allem dann nicht, wenn sie sich organisch in den Gang des Unterrichts einordnen.

Aber es gibt noch eine andere Art von Proben! Da wird ein ganzes Vierteljahr in dem oder jenen Fache unterrichtet. Niemand gibt sich Rechenschaft ob der Stoff auch wirklich begriffen worden ist, ob das Wesentliche klar herausgearbeitet wurde und ob davon etwas zurückblieb im Gedächtnis in der Form von ganz bestimmtem Wissen und Können. Gegen Ende des Vierteljahres kommt dann dem Lehrer in den Sinn, dass er Zeugnisnoten machen muss. Und nun setzen jene „Proben anderer Art“ ein; denn sie allein vermögen offenbar Versäumtes nachzuholen. Wenn nun aber an unteren und oberen Mittelschulen mit ausgesprochenem Fachlehrersystem mehrere Lehrkräfte dieses System der Notengewinnung verwenden, dann häufen sich die Proben derart, dass ihre Vorbereitung zu einer übermässigen Belastung der Schüler führen. Es kommt daher sicher nicht von ungefähr, wenn das „Probenwesen“ nicht selten als „Proben-unwesen“ bezeichnet wird. Diese Qualifikation aber besteht zu Recht; denn solche „Proben“ sprechen jeder neuzeitlichen Schulführung und jeder pädagogischen Haltung in der Schularbeit Hohn.

Wegweisende Worte eines süddeutschen Mittelschullehrers

Wir veröffentlichen nachstehend die Ansprache von Prof. Dr. Schmidt in Lindau, die er an der Schlussfeier vor Mittelschülern hielt. Sie zeigt uns, dass der Geist Pestalozzis am deutschen Ufer des Bodensees nicht ausgestorben ist.

„Sie dürfen von mir erwarten, dass ich Ihnen gewissermassen eine Losung für Ihre künftige Berufsarbeit mitgebe. Diese Arbeit muss mit dem Zugschnitt des privaten und des öffentlichen Lebens